spree

STUDENTEN PRESSE

Berlin Oktober 2013
stadtstudenten.de

feat. SENSA NOSTRA

ENGLISH TEXTS!

Man muss es einfach überleben
Studentenwohnheime

Raus aus dem Hamsterrad!
Regelstudienzeit

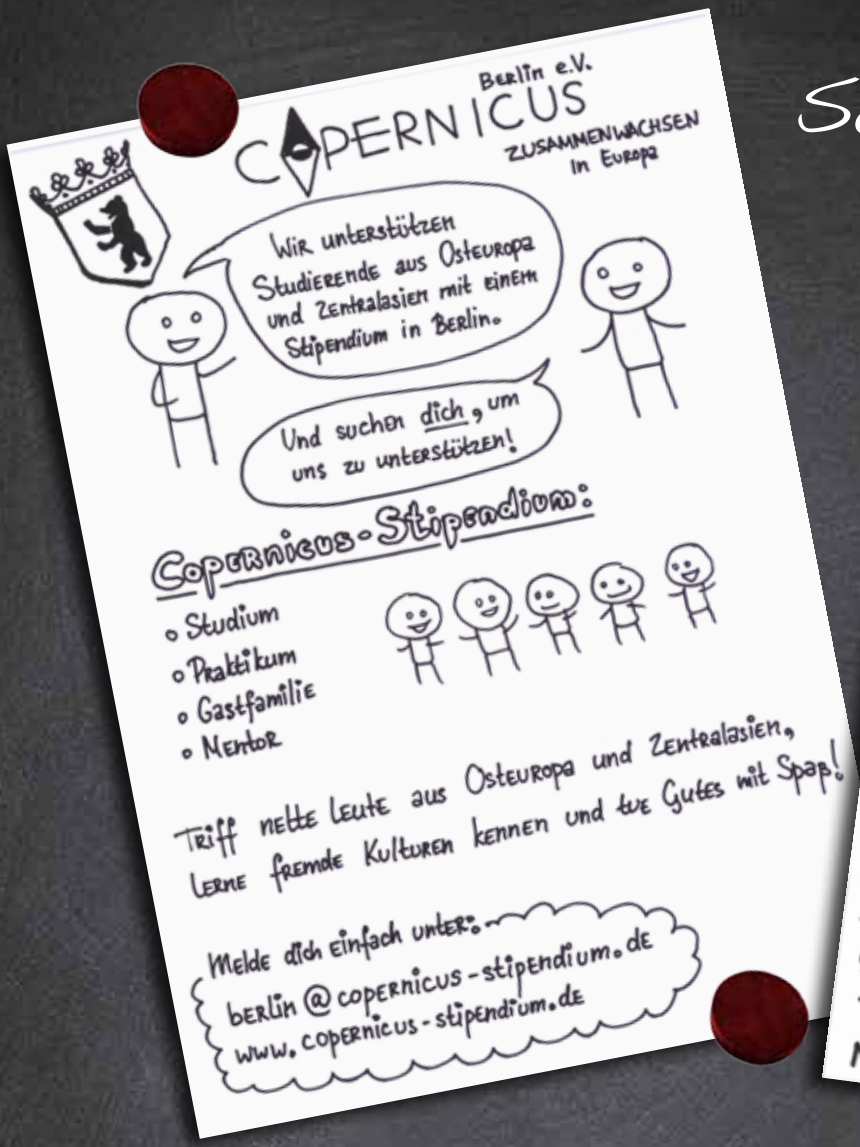
Nicht Normal!
Travestie in Neukölln

Home Free
The Modern Nomad

WEIRD WORLD

VERRÜCKTE WELT

Schwarzes Brett



Hier ist deine Chance. Die nächste Ausgabe kreieren wir mit dir! Sammle Erfahrung und bürste dein Portfolio bei Berlins größtem und angesagtesten Studentenmagazin auf.

spree

Schick uns eine E-Mail: Stelle dich kurz vor, wer du bist, was du machst, was du kannst und was du machen möchtest! Hast du Arbeitsproben? Schick sie uns! spree@stadtstudenten.de

Wir freuen uns auf dich!

This is your chance. We want to create the next issue with you! Gain experience and brush up your portfolio with Berlins biggest and freshest students-magazine.

Send us an email: Introduce yourself, who you are, what you are doing, which skills do you have and what you like to do! Do you have work-examples? Send them to us! spree@stadtstudenten.de

We are looking forward to meet you!

Photographer ✂ **Model** ✂ **Illustrator** ✂ **Journalist** ✂ **Text-Editor** ✂ **Online Content-Manager** ✂ **Graphic Designer** ✂ **Layouter** ✂ **Chief of se Dienst**

[editorial]

Wie müssen wir ein Magazin gestalten, so dass jeder Redakteur stolz auf seinen Beitrag ist und vor den Nasen seiner Freunde und Verwandte mit dem Blatt herum wedelt: „Schau her! Dieser Beitrag, das ist mein (!) Baby"? Und was braucht es, um ein Magazin zu sein, bei dem der Leser beim Vorbeigehen am Zeitungsständer hängen bleibt, wenn er die **spree** *sieht? Nach drei Tagen soll die* **spree** *vergriffen sein – das ist unser Traum.*

Das Experiment: Wir brechen alte Traditionen. Die Redakteure liefern uns nun neben dem Text auch das Bildmaterial: lieber vor Ort ein verpixeltes, aber authentisches Handyfoto gemacht, als die Wahl des kleinstmöglichen Übels – die Wahl eines Stock-Fotos.

Bisher waren immer nur schöne, junge Menschen auf dem Cover. Diesmal: Ein schmieriger, alter Sack (no offense!), der eine Mischung aus Mafia-Boss und dem Schrecken einer Schwiegermutter ist. Hammer!

Und Gastredakteure! Es gibt ein Heft im Heft. Einfach war die Wahl aus dem Pool der Texte von sensanostra.com nicht. Mit ihren provokanten Gesellschaftsanalysen schaffte es Sensa Nostra auch schon auf den Index.

Noch dazu führt kein Weg daran vorbei, unsere eingerosteten Englisch-Kenntnisse wieder aufzufrischen. Schließlich leben wir in einer globalisierten Welt und ein großer Teil der Studierenden ist nicht deutschsprachig. Würden wir nur auf Deutsch publizieren, würden wir diese Leserschaft nie erreichen. Und bestimmt sind bei den ausländischen Studenten auch talentierte Redakteur dabei, die uns eine Außen-Perspektive auf das Berliner Hochschulleben bieten können, zu welcher wir als Deutsche gar nicht fähig sind, weil uns dazu der kulturelle Vergleich fehlt. Auch darum das englischsprachige Feature mit Sensa Nostra.

BÄM! Es hat einen riesen Spaß gemacht, die neue **spree** *zu produzieren und richtig, richtig gut ist sie auch geworden. Viel Spaß beim Medienkonsum.*

Eure **spree**

[guest editorial]

„A True Alternative Media"

Sensa Nostra is a web-based publication dedicated to exploring new ways of living, new ways of thinking, and ultimately new ways of constructing our worlds, both individually and collectively. We give a voice to the silenced, offer insight into subcultures, and enlighten the public on unusual and controversial topics through the lens of personal experience.

Based in Berlin, our multidisciplinary creative team is composed of journalists, illustrators, editors, managers, crossmedia artists and developers dedicated to delivering unique and fascinating content that challenges existing paradigms and promotes out-of-the-box thinking.

We invite you to discover our online platform, where a world of fascinating articles, reviews, and multimedia content is available. Check it out, join the discussion and share your ideas. Show us your sense of things!

SENSA NOSTRA

[impressum]

Herausgeber
SD Media Services GbR
Florian Diesing, Sebastian Weiß
Reuchlinstraße 10–11,10553 Berlin
Tel.: (030) 36 28 64 32

Konzep, Planung, Organisation
Frank Döllinger

Lektorat
Jan Lindenau

An dieser Ausgabe wirkten mit
Annemarie Diehr, Christina Schenten, Jana Kugoth, Jan Lindenau, Kai Gräf, Kamila Zych, Kirsten Jöhlinger, Maik Siegel, Mareike Otto, Sensa Nostra

Layout und Satz
Claudia Tiersch

Titelfoto
Abgebildet: Michael Brenncke
Fotograf: Richard Klemme-Wolff

spree online
www.stadtstudenten.de
spree@stadtstudenten.de

Anzeigen
Florian Diesing, Tel.: (030) 36 28 64 30

Druck
Westdeutsche Verlags- und Druckerei GmbH, Mörfelden-Walldorf

Druckauflage
30.000

Vertrieb
kostenlose Auslage in Berlin und Potsdam:
– PickMe,
– Eigenvertrieb,
– Dinamix Media GmbH

Aktuelle spree Ausgabe (Oktober)
Redaktionsschluss: 29. September 2013
Erscheinungsdatum: 16. Oktober 2013

Nächste spree Ausgabe (Dezember/Januar)
Redaktionsschluss: 7. November 2013
Anzeigenschluss: 16. November 2013
Erscheinungsdatum: 5. Dezember 2014

Nachdruck, auch auszugsweise, nur nach Genehmigung des Verlages. Bei Verlosungen ist der Rechtsweg ausgeschlossen; bei Mehreinsendungen entscheidet das Los. Es gelten die Mediadaten vom 1. Januar 2013.

[inhalt]

Ab 1.000 Freunden bist du jemand 5

Das Mode-Mekka 6

Raus aus dem Hamsterrad! 8

Stolperstein Friedrichstraße 9

„Ich bin nicht normal!“ 10

Schöne Grüße aus der Provinz 12

Die ewige Suche nach dem Besseren 13

„Man muss es einfach überleben“ 14

Einsam, zweisam, dreisam 16

Fröhlich in pink und himmelblau
Eine Alternative für Deutschland 23

SENSA NOSTRA

Take it like a man 18

Home Free – The Modern Nomad 20

Ab 1.000 freunden bist du jemand

Der Kampf um Ruhm und Anerkennung in sozialen Netzwerken

Facebook und Co. senken nachgewiesen die Lebenszufriedenheit und rufen vorrangig negative Gefühle hervor. Der Profilierungsdrang online und offline wird schnell zum Verhängnis, wenn man den Blick für das Wesentliche verliert.

Jahrzehntelang war sie heiß umkämpft. Jeder wollte sie – so mancher bekam sie. Wenn sie dann sogar stimmte, fing die ganze Arbeit an. Sich melden, verabreden, treffen, kennenlernen. Das Ganze startete für beide bei null. Heute heißt es in der Regel nicht mehr „Kann ich deine Nummer haben?", einschließlich unzähliger Variationen dazu. Üblicherweise brauchen wir gar keine Kontaktdaten mehr, um mit jemandem in Kontakt zu treten. Alles, was sich beim Smalltalk in Erfahrung bringen lässt, reicht, um diese Person bei Facebook ausfindig zu machen und eine Freundschaftsanfrage zu versenden. Wem das noch zu aufwändig ist, der macht einfach ein Foto und hofft auf die mehr oder weniger zuverlässige Gesichtserkennung.

Wir haben so viele Freunde auf Facebook, dass wir ein neues Wort für die richtigen brauchen.

Nie war es leichter, neue Freunde zu finden und sich vor dem Kennenlernen kennen zu lernen. Und nie war es einfacher, sein eigenes Leben mit so wenig Aufwand für ein vielzähliges Publikum in Szene zu setzen. Eine Fülle von Informationen bei denen man gar nicht in der Lage war, sie persönlich mit einer solchen Anzahl von Personen zu teilen, kann nun leicht für alle zugänglich gemacht werden. Man bekommt eine große Bühne, um ein biographisches Stück mit sich selbst in der Hauptrolle zu inszenieren. Der wichtigste Aspekt dabei sind jedoch die Zuschauer. Und je mehr man davon hat, desto besser.

Eine Zählung der Freunde meiner 81 Facebook-Freunde ergibt einen Durchschnitt von 216 Freunden pro Nutzer. Rund 216 realen Personen kann man also bequem mitteilen, in welchem Club und vor allem mit wem man sein Wochenende verbracht hat, in welche fernen Länder man schon wieder gereist ist und was man überhaupt für eine außergewöhnliche und besondere Persönlichkeit ist. Offline hätte man wohl kaum ein solches Publikum erreicht oder jeder Halbbekanntschaft einen Stapel Fotos unter die Nase gehalten. Eine Studie der Humboldt-Universität und der TU Darmstadt hat ergeben, dass der Zugang zu dieser immensen Fülle an positiven Nachrichten und Profilen von vermeintlich erfolgreichen Freunden einen sozialen Vergleich auslöst und vor allem Neid bei den Nutzern hervorruft. Ein Drittel der 600 Befragten gab an, bei der Nutzung von Facebook vornehmlich negative Emotionen zu empfinden. Vor allem passive Nutzer, die hauptsächlich Informationen konsumieren und überwiegend Posts lesen und Fotos anschauen, statt selbst aktiv zu kommunizieren, sind häufig von Eifersuchtsgefühlen gegenüber ihren Freunden betroffen. Dies führt dazu, dass sich Nutzer besonders ausgiebig und positiv präsentieren wollen, was wiederum bei den Konsumenten der Profile Neid hervorruft. So entwickelt sich die sogenannte Neidspirale, die in Zusammenhang mit einer Senkung der Lebenszufriedenheit von Facebook-Nutzern gebracht werden konnte. Natürlich stellt jeder in sozialen Netzwerken nur seine Schokoladenseite zur Schau und mit diesem Gedanken im Hinterkopf sollte man sich die Profile anderer Nutzer anschauen. Andererseits sollte man sich auch nicht in mehr Schokolade baden, als man zur Verfügung hat. Es ist nicht dein Profil, das dich zu einem tollen Menschen macht – du tust das!

Lass uns meine Inhalte teilen!

Vor allem Jugendliche haben auf sozialen Netzwerken einen Geltungsdrang entwickelt, der zu immer verhängnisvolleren Bildern und Videos führt, um möglichst viele Likes und Kommentare zu bekommen. Zur Steigerung des Selbstwertgefühls trägt auch eine große Anzahl von Facebook-Freunden bei. Welche Entwertung dem Wort „Freund" bei Facebook und anderen sozialen Netzwerken widerfahren ist, machen Profile mit 200 Freunden und mehr deutlich. Eine Studie der Indiana University ergab, dass unser Gehirn bei einer Anzahl von rund 150 näheren Bekanntschaften seine Kapazitätsgrenze erreicht. Von daher ist es schon anatomisch nicht möglich, mit Hunderten von Menschen wirklich befreundet zu sein. Es ist jedoch Balsam fürs Ego, sich das glauben zu machen.

Es erinnert mich ein wenig an die Apps, die man sich herunterlädt, weil sie gerade interessant aussehen, die man aber nie benutzt und bei denen man sich fragt, wozu man sie dann eigentlich hat. Für mich ist Freundschaft etwas, was sich vor allem offline abspielt und soziale Netzwerke sollten in erster Linie dazu beitragen, den persönlichen Kontakt zu wirklichen Freunden aufrecht zu erhalten. Wenn ich mir anschaue, mit wie vielen ich über Facebook aktiv und regelmäßig kommuniziere, dann sind das etwa 20 Personen. Qualität statt Quantität lautet die Devise.

Von einer Hand voll echter Freunde hat man in der Regel auch mehr als von 1.000 oberflächlichen Facebook-Freundschaften, die es übrigens auch schon ab 0,59 € pro Anfrage online zu kaufen gibt. Inklusive Mehrwertsteuer versteht sich.

■ Mareike Otto

Mareike schreibt gerade ihre Bachelorarbeit in Historischer Linguistik. Sie nutzt soziale Netzwerke, um mit wirklichen Freunden in Kontakt zu bleiben und mehrere Freundeskreise an einen Tisch zu bekommen.

In den Räumen der ESMOD ist es still. Viele Studenten arbeiten auf der Fashion Week.

Das Mode-Mekka

Modebegeisterte aus aller Welt strömen an die Kunsthochschule ESMOD in Kreuzberg. Wer hier studiert, organisiert Fashionshows, arbeitet mit Größen der Modebranche zusammen oder entwirft ein Sommerkleid mithilfe des Internets.

Künstler von der Pike auf

In einem Kreuzberger Hinterhof, umgeben von zahlreichen Cafés, versteckt sich seit 1994 die internationale Kunsthochschule ESMOD Berlin.
Im Inneren der Designerfabrik fällt vor allem eines auf: es gibt nahezu keinen Flur, in dem nicht irgendwelche Arbeiten von Studierenden ausgestellt sind – ob Portraits in allen Varianten, ausgefallene Outfits an Puppen – hier wird viel Wert auf Praxis gelegt. Carolin Ermer-Craening, Studies Coordinator an der Hochschule, betont, dass gerade die praktische Ausrichtung eines der Hauptmerkmale der ESMOD ist. Von Beginn an lernen Studierende hier alles, angefangen von Illustration und technischen Zeichnungen über Schnitt- und Nähtechnik bis zu Marketing und Soziologie, was ein Designer wissen und können muss. So macht die ESMOD ihrem Namen als „École Superieure des Arts et Techniques de la Mode" alle Ehre.

Werkstatt für die Kollektionen von Morgen

„Learning by doing" lautet das Motto. Und das nicht nur in den Räumlichkeiten der Hochschule, sondern manchmal auch direkt Hand in Hand mit bekannten Marken. Im vergangenen Jahr wurde eine Kooperation mit Esprit organisiert, bei der die Studenten selbst Kleidungsstücke designen konnten, die künftig vielleicht in die neue Kollektion aufgenommen werden. Deshalb ist auch Ermer-Graening der Meinung: „Die ESMOD bietet durch ihr breites Netzwerk eine gute Grundlage für die Studenten, ihre eigenen Kontakte zu knüpfen und den Einstieg zu erleichtern."
Das Gebäude erinnert derzeit eher an ein verlassenes Modemuseum als an eine Hochschule, in der man Unterrichtsräume voller Studenten erwartet. „Die Studenten sind jetzt alle auf der Fashion Week", lacht Frau Ermer-Graening – wie es sich für angehende Modedesigner eben gehört. Die Studierenden helfen bei Modeveranstaltungen meist hinter den Kulissen, organisieren Fashionshows mit oder sind für die Recherche zuständig.

Fotos: Natalie Toczek

Basisdemokratische Kreativität

Vereinzelt sind aber doch noch ein paar Studierende anzutreffen, die an Leuchttischen Skizzen entwerfen oder ihre Outfits an Puppen zurechtzupfen. Eine von ihnen ist Anita. Die Kanadierin ist fast am Ende ihres Masters „Sustainability in Fashion". Dieser Studiengang wird erst seit letztem Jahr angeboten, in ihm steckt aber schon jetzt viel Potenzial für die Zukunft, da er sich mit einem heiß diskutierten Thema beschäftigt.
Heutzutage hört man immer öfter von Modemarken, die auf nachhaltige Produktion setzen. „Es gibt aber immer Platz für Verbesserungen", meint Anita, „und das von beiden Seiten, sowohl bei Firmen als auch beim Verbraucher."
Anita zeigt mir das Ergebnis ihres Masterprojekts. Es ist ein langes Sommerkleid, dessen Stoffdruck ein wenig an ein peruanisches Webmuster erinnert. „Der Druck entstand durch Crowdsourcing", erzählt sie, „Ich habe Designvorschläge verschiedener Personen ins Internet gestellt und am Ende hat dieses Muster eines Mädchens von den Philippinen gewonnen." Sie kann sich gut vorstellen, diese Methode der Mehrheitsentscheidung auch in Zukunft anzuwenden, um somit noch unbekannten Designern unter die Arme zu greifen.

Masterarbeit von Anita Heiberg, Studentin der ESMOD

„Es wäre ja sonst kein Studium, wär man nicht ab und zu überfordert."

Selbstbewusst zum Knochenjob

Ein anderes Projekt der ESMOD ist die Zusammenarbeit mit dem Naturmodelabel hessnatur. Das Unternehmen hat den Studierenden einen Teil der Ware, die sich nicht verkauft hat, zur Verfügung gestellt, damit sie daraus etwas Neues kreieren, was man wieder zum Verkauf anbieten kann. „Gerade durch solche Projekte versuchen wir den Nachwuchs zu fördern. Wir zeigen den Studenten Wege auf, indem wir sie auch auf Wettbewerbe aufmerksam machen oder selbst als Hochschule daran teilnehmen", erklärt Studies Coordinator Ermer-Graening. Ihr ist es wichtig, dass gerade auch Lehrkräfte die Studierenden motivieren, denn sie selbst weiß genau, wie hart das Leben in der Modewelt ist: „Man muss extrem viel Biss haben", betont sie. „Das ist ein 24-Stunden-Job."

Wertvolle Anstrengung

Auch Anita kann ein Lied über den Stress an der ESMOD singen: „Es wäre ja sonst kein Studium, wäre man nicht ab und zu überfordert." Sie sagt das jedoch mit einem Lächeln und fügt hinzu: „Aber das ist es wert." Ihr Vater wollte, dass sie etwas mit Handel studiert, da er überzeugt war, dass sie mit Mode kein Geld verdienen würde. Anita hielt jedoch an ihrem Traum fest: Nach einem Studium in Kanada studierte sie in Finnland und London, um anschließend an der ESMOD Berlin zu beginnen. „Jetzt hat mein Vater sich dazu bekehren lassen", freut sich Anita und wird dabei kräftig von ihren Eltern unterstützt.
Sie selbst will nach dem Master gerne Designerin bleiben, ihr ist jedoch auch klar, dass man damit selten das große Geld verdient. Eine Alternative hat sie auch schon im Auge: „Ich habe schon in Kanada als Lehrerin in einer Modeschule gearbeitet. Anderen etwas beizubringen macht mir Spaß, deshalb kann ich mir vorstellen auch später diesen Beruf auszuüben." Aber das nicht mehr in ihrem Heimatland, Anita möchte hier in Berlin bleiben. Dafür lernt sie neben Mustern und Konfektionsgrößen weiter fleißig Deutsch.
■ Kamila Zych

Kamila war schon immer ein kreativer Kopf. Ihr Besuch bei der ESMOD hat ihr gezeigt, dass es sich lohnt, an seinen Träumen festzuhalten.

Fotos: Kamila Zych

Raus aus dem Hamsterrad!

Seit Bologna fordern immer mehr Politiker die Studenten dazu auf, sich mit dem Studium zu beeilen. Wer die Regelstudienzeit überschreitet, wird gegeißelt. Geholfen ist damit niemandem – stattdessen wird unsere Kreativität erstickt.

„Regelstudienzeit" ist ein sehr hässliches Wort. Es klingt genauso harmonisch wie „Abwrackprämie" oder „Humankapital" und ist in etwa genauso sinnvoll. Die Wortkombination beinhaltet das sehr deutsche Wort „Regeln", und an die hält man sich in diesem Land bekanntlich besser, soll es keinen Ärger geben. Wer länger studiert als gedacht, bricht sozusagen die Regeln. Man wird zum Outlaw, zu einem Sozialschmarotzer sondergleichen, der dem deutschen Staat auf der Tasche liegt.

Seit der Bologna-Reform sind die Trödler zum gesellschaftlichen Problem geworden. Dass die Thematik so dramatisiert wird, merke ich an meiner eigenen Besorgnis, obwohl ich mein Bachelorstudium nur um zwei Semester verlängern werde und dafür auch noch gute Gründe (Ausland, Arbeit) habe. Ich bin mir mit meiner Verlängerung keiner Schuld bewusst, aber dann pochen die Gewissensbisse doch, wenn von Kommilitonen auf Facebook ein „Bachelor, yeah!!!"-Post nach dem anderen auftaucht.

Regelstudienzeit bedeutet vor allem Uniformität.

Mein Vater hatte mich schon nach dem Ende des zweiten Semesters gefragt, ob ich denn nicht bald mit dem Studium fertig sei. Damals konnte ich darüber nur müde lächeln, inzwischen bricht mir der Schweiß aus. Immer mehr turbogewöhnte G8-Abiturienten drängen in die Unis, auf dem internationalen Arbeitsmarkt haben Studenten oft schon mit 23 Jahren einen Masterabschluss. Und dann gibt es da ja auch noch diejenigen, die einem mit gehetztem Gesichtsausdruck auf den Universitätsfluren begegnen und ihr Bachelorstudium in fünf Semester durchziehen.

Wir sollten uns nicht dem Effizienzgedanken unserer Gesellschaft ergeben.

Da hilft es auch nicht, dass einem die Professoren mit glänzenden Augen von der guten, alten Zeit erzählen, als man noch fünf Fächer gleichzeitig studieren konnte und nach acht Jahren dann alle Scheine irgendwie beisammen hatte. Stattdessen sieht man sich einem dreijährigen Stundenplan gegenüber, der jede Freiheit und Kreativität zu ersticken scheint. Und darin liegt auch schon die Krux des Ganzen: Regelstudienzeit bedeutet vor allem Uniformität. Wer seinen Bachelor nach drei Jahren in den Händen halten will, hat kaum eine Chance, auch einmal über den Tellerrand seines Fachs hinauszuschauen. Und wer ins Ausland geht, muss mit Verlängerung rechnen – dass die sogar das Bafög-Amt einkalkuliert, sollte uns zu denken geben.

Aus der Uni ins Leben

Gerade in Großstädten wie Berlin fühlt sich das Korsett der Regelstudienzeit besonders eng an. Selten bildet hier die Uni den Lebensmittelpunkt, neben Vorlesungen und Seminaren gibt es oft tausend interessantere Dinge zu tun – damit ist nicht nur die verführerische Clubszene gemeint, sondern das ganze Spektrum an Aktivitäten, die sich einem bieten: politisches oder soziales Engagement, vielleicht das Mitarbeiten in einem Atelier oder das sehr intensive Nutzen einer Jahreskarte für die vielen Theater. Aber ist das verschwendete Zeit? Muss ein Student mit seinem Fach verheiratet sein?

Studium, darunter verstand man früher einmal die ganzheitliche Bildung eines Menschen, das Studium generale. Es ging nicht nur um das Aneignen von Wissen in einem bestimmten Gebiet, sondern vor allem um das Formen des Menschen zu einem wertvollen Mitglied der Gesellschaft. Dieses Ideal wird von einem standardisierten Studium nicht mehr gefördert, stattdessen wird es unterdrückt. Wer in der Regelzeit durchkommen will, weiß am Ende vielleicht ganz viel über das Bürgerliche Gesetzbuch oder Verkehrssysteme – aber ist es nicht genauso wichtig, Verständnis für Demokratie, fremde Kulturen und soziale Gerechtigkeit entwickelt zu haben?

Das schlechte Gewissen, wenn Kommilitonen ein „Bachelor, yeah!" posten.

Wir sollten uns nicht dem derzeitigen Effizienzdenken unserer Gesellschaft ergeben, am wenigsten als Studierende. Nie wieder wird es eine Zeit geben, in der wir so viele Freiheiten besitzen – wir sollten sie nutzen, anstatt im Hamsterrad zu darben. ■ Maik Siegel

Maik beginnt jetzt sein siebtes Semester und konnte glücklicherweise sein schlechtes Gewissen mit diesem Kommentar beruhigen.

Stolperstein Friedrichstraße

Susanna Zschill ist 28, Berlinerin, studiert Soziale Arbeit und sitzt seit fast zehn Jahren im Rollstuhl. Mit uns spricht sie über freundliche Schaffner und übermotivierte Helfer, Geldprobleme und bürokratischen Irrsinn.

Susanna, wie Rolli-freundlich ist Berlin?

Im Vergleich zu anderen Städten kann ich sagen: Berlin bemüht sich. Wenn mal eine Bahn überfüllt ist, baut der Schaffner, wenn nötig, auch mal eigenhändig Kinderwägen auseinander, um mir Platz zu schaffen. Ich wurde noch nie stehen gelassen. Außerdem hat fast jeder Bahnhof einen Fahrstuhl. Es gibt allerdings ein paar berühmt-berüchtigte Stationen – zum Beispiel Friedrichstraße – an denen er die meiste Zeit kaputt ist. Notfalls bitte ich dann einen Passanten um Hilfe, auch wenn das vor allem am Anfang sehr viel Überwindung gekostet hat.

Wie reagieren die Berliner, wenn du mal Hilfe brauchst?

Die meisten sind total freundlich. Manche übertreiben es allerdings mit der Hilfsbereitschaft: Es passiert schon mal, dass ich mit dem Rolli hängen bleibe, an einem Bordstein oder einer Tram-Schiene. Oft wird dann direkt beherzt zugegriffen – das ist ein No-Go! Wenn ich im selben Moment das Gewicht verlagere, kann schlimmstenfalls der Rolli umkippen. Und würdest du einfach angefasst werden wollen – auch, wenn es nett gemeint ist? Am besten zuerst fragen, wie man helfen kann und erst dann mit anpacken.

Hast du auch mal eine negative Erfahrung gemacht?

Vor ein paar Monaten wurde ich beim Überqueren einer grünen Ampel von einem Linksabbieger angefahren und musste ins Krankenhaus. Da ich kein Gefühl in den Beinen habe, zeigten sich viele Verletzungen erst nach Tagen – ein großes Problem. Ich vermute, die meisten Autofahrer haben uns Rolli-Fahrer einfach nicht auf dem Schirm, wir sitzen niedrig und sind daher schlecht sichtbar.

Du studierst an der Katholischen Hochschule für Sozialwesen (KHSB). Wie war der Einstieg ins Uni-Leben?

Ich habe von 2005 bis 2008 an der HU studiert. Das war ein Sprung ins eiskalte Wasser. Ich saß damals gerade ein Jahr im Rollstuhl und habe von der HU so gut wie keine Unterstützung bekommen. Die Gebäude – selbst die neueren – sind für Rolli-Fahrer nur begrenzt zugänglich, die Hörsäle überfüllt, es gab keine Nachteils-Ausgleiche wie etwa die bevorzugte Vergabe von Seminarplätzen.

An der KHSB fühle ich mich jetzt total wohl. Die Hochschule ist etwas außerhalb im Grünen, hier kennt jeder jeden und Probleme werden meistens schnell und unkompliziert gelöst.

Wie kommen deine Kommilitonen mit deiner Behinderung zurecht?

Sehr gut. Anfängliche Unsicherheiten legen sich schnell. Die meisten sehen den Rolli nach einer Weile gar nicht mehr. Ich habe gelernt, dass es auch ok ist, den Mund aufzumachen, wenn ich etwas brauche. Meine Kommilitonen haben keine Probleme mit anzupacken, wenn doch mal ein paar Stufen im Weg sind.

Wie sieht es mit staatlicher Unterstützung aus?

Die finanzielle Unterstützung ist ziemlich schlecht. Schon als nicht-behinderter Student hat man es nicht leicht auf dem Amt – mit Behinderung ist es doppelt so schwer. Niemand fühlt sich zuständig für einen Studenten im Rollstuhl! Ich lebe alleine, aber meine Eltern unterstützen mich im Alltag und bekommen dafür 13 Euro Pflegegeld am Tag. Ein Problem ist, dass mein Anspruch auf Pflegegeld erlischt, wenn ich mehr als 2500 Euro anspare. Für ein behindertengerechtes Auto zu sparen wird damit zum Beispiel unmöglich. Diese Grenze gilt übrigens sogar für Paare mit Kindern. Das ist absurd.

Foto: Christina Schenten

Was wünschst du dir für die Zukunft?

Erst mal will ich mein Studium gut abschließen. Ich möchte später mal im Bereich Kinder- und Jugendschutz arbeiten, am liebsten nicht nur ein Schreibtischjob. Privat ist mein Traum, einen Partner zu finden und Kinder zu haben. Vor allem wünsche ich mir aber mehr Unabhängigkeit von der Bürokratie – oder dass ich zumindest weniger mit ihr kämpfen muss. ■

Das Interview führte Christina Schenten

Christina kam auf die Idee zu diesem Interview als ein Bekannter erzählte, er werde für seinen Rollstuhl fahrenden Sohn von Prenzlauer Berg nach Charlottenburg umziehen – wegen des Kopfsteinpflasters! Neuer Blickwinkel auf bekanntes Terrain.

Psychologie Heute Studentenabo

+ Berufsratgeber für Psychologie-Einsteiger als Begrüßungsgeschenk
+ 12 Hefte jährlich
+ Kostenfreier Zugang zum Archiv und App-Nutzung
+ Nur € 62,90 (statt € 78,–)

fast 20% günstiger

PSYCHOLOGIE HEUTE
Was uns bewegt.

www.abo-psychologie-heute.de

Jetzt abonnieren und Geschenk sichern!

Reinhardt Psychologie als Beruf 220 Seiten Broschiert

Psychologie studieren? Und dann? Was kann man mit dem Abschluss anfangen? Eine Menge! Dieses Buch stellt Psychologinnen und Psychologen vor, deren Wissen in den unterschiedlichsten Berufsfeldern gefragt ist.

„Ich bin nicht normal!“

Mehr als Fummel und Vorurteile: Michael Brenncke ist der Gründer, Leiter und Hauptdarsteller des einzigen ständigen Travestietheaters Berlins.

Spiel der Illusionen

Keine zwei Meter trennt die erste der fünf Zuschauerreihen von der Bühne. Schwungvoll öffnet sich der tiefrote Vorhang, Diskolicht, dann die ersten Klänge von Madonnas *Vogue*. Fünf Tänzerinnen nehmen mit ausladenden Bewegungen die enge Bühne ein, ihre goldschimmernden Ballkleider und hochgetürmten Haare schwingen im Takt. *Let your body move to the music*. Kurze Irritation; doch, es handelt sich tatsächlich um Männer – perfekt geschminkt und gestylt. Die letzten Töne, das Licht erlischt. Als es wieder angeht, steht Michael Brenncke in einem bordeauxfarbenen Ballkleid inmitten seiner ‚Mädels‘. Die tiefrot geschminkten Lippen und die mit schwarzem Kajal betonten Augen verleihen seinem Gesicht weibliche Züge. Im Zusammenspiel mit seiner Hochsteckperücke, aus der sich einzelne weißblonde Locken lösen, lassen Kostüm und Make-up Brennckes Erscheinung wie die einer barocken Hofdame wirken. Die auffällig funkelnden Schmuckstücke um Finger, Arm und Hals machen die Verwandlung vollkommen.

Leben für die Bühne

Einige Tage zuvor sitzt Brenncke – Bluejeans, weites T-Shirt, darüber ein kurzärmliges, kariertes Hemd, sportliche, blaue Uhr und kurzes gegeltes Haar – an einem Fenstertisch der Weserkulisse. Die Bar wird von seinem Adoptivsohn geführt. Sie ist das Foyer des Theaters im Keller. Noch sind einige Tische übereinander gestapelt. „Wir hatten zwei Monate zu.“ In Brennckes österreichischen Akzent – er ist in Steyr aufgewachsen – mischt sich charmant der Berliner Dialekt.

Die Wochen vor der Premiere der neuen Show wurden für Proben genutzt, denen Brenncke als Intendant, einen Teil seiner Schauspieler als Regisseur, Choreograph und Kostümbildner vorstand. Diese Arbeitsteilung trägt, neben dem kleinen Theatersaal, ebenso zur intimen Atmosphäre bei, wie das miteinander vertraute Team – Brennckes Mann, Ludwig Auster-Brenncke, kümmert sich um Technik und Administration.

Für Brenncke, der das ständige Proben hasst, beginnt mit „En vogue…eine perfekt geschminkte Gesellschaftsstudie” endlich wieder das Showleben, das er in seinem Theater seit mehr als sechsundzwanzig Jahren als Travestiekünstler lebt.

Brennckes Bühnenerfahrung reicht weit zurück. Aufgewachsen bei seinen Großeltern in Oberösterreich, lebt er als Jugendlicher nach deren Tod bei seiner Mutter in Hamburg. Gegen ihren Willen beginnt er eine Ausbildung als Balletttänzer, die er nach einer Verletzung abbricht, um sich in München dem Schauspiel zu widmen. Nach Berlin zieht ihn ein Engagement am Theater des Westens, zunächst als Solo-Pantomime, später als Operettendarsteller.

Travestie trifft Vorurteile

Und dann Travestie. Wie kommt man als Schauspieler auf die Idee, in Frauenkleidern aufzutreten? „Während meiner Zeit am Theater des Westens gastierten dort die Garçons terribles aus Paris, die haben ein Programm aus Männerballett und Travestie bestritten. Das fand ich faszinierend." Als er dann das Haus in der Weserstraße von seinen Tanten erbt, fasst Brenncke gemeinsam mit einem damaligen Ballettschüler den Entschluss: „Schauspieler ist man, Tänzer ist man – machen wir doch einfach eine Travestieshow."

Diese Entscheidung wirkt umso überraschender, weil Brenncke und seine Show nicht so recht in das klischeebeladene Bild passen wollen, das man als Außenstehender von Travestie hat. Aus seiner Bisexualität hat Brenncke zwar nie ein Geheimnis gemacht, dennoch stellt er sie nicht zur Schau. Auf der Bühne wirkt er fast verlegen, wenn sich die Scheinwerfer auf ihn richten: „Ich bin nicht so der Mittelpunktmensch", gesteht er und hofft, auch einer Feier seines bevorstehenden siebzigsten Geburtstages aus dem Weg gehen zu können.

Auseinandersetzungen mit seiner Mutter, die nie Verständnis für seine sexuelle Orientierung aufbrachte, lehrten ihn früh den Umgang mit Beleidigungen, denen er auch in Neukölln ausgesetzt ist. „Ich habe seit meiner Kindheit ein so dickes Fell, dass es mir egal ist. Zumindest poltere ich zurück", sagt Brenncke und erwidert daraufhin – nicht zum ersten Mal – den Gruß eines Vorbeigehenden. Im Reuterkiez hat er seinen Platz längst gefunden. Im multikulturellen Berlin fühlt er sich verwurzelt: „Berlin ist lieb bekloppt."

Stört es ihn, der gelernt hat, Vorurteilen mit Humor zu begegnen, dass Travestie und Homosexualität zusammengedacht werden? „Das wird sich nie ändern. Wer Travestie macht, ist schwul. Und wenn wir mal ehrlich sind – es ist ja auch so." Tatsächlich eröffnet die Travestiekunst Menschen, deren Neigungen in der Öffentlichkeit auf Ablehnung stoßen und die sich im Alltag nicht in den Kleidern des anderen Geschlechts darstellen können oder wollen, einen Raum zum Experimentieren.

Doch ist Travestie entgegen aller Vorurteile nicht an eine bestimmte sexuelle Orientierung gebunden. Schon im antiken Griechenland betrieben Schauspieler eine Art der Verkleidung, da auch Frauenrollen ausschließlich von Männern gespielt wurden. Mit der Herausbildung des Berufs der Schauspielerin im 17. Jahrhundert entwickelte sich die männliche Travestie allmählich zu dem, was sie heute ist – die parodistische Überzeichnung der weiblichen Geschlechterrolle.

Gegenwärtig verschwimmt im öffentlichen Bewusstsein die Grenze zwischen Travestie und Transsexualität. Dabei empfinden sich abseits der Theaterbühnen längst nicht alle Darsteller dem anderen Geschlecht zugehörig. Brenncke, dessen Paraderolle die Performance von *Don't cry for me Argentina* aus dem Musical Evita ist, sieht die Travestie nüchtern als Profession. „Ich bin nicht so der Typ, der gerne Fummel trägt. Tagsüber könnte ich nicht im Fummel rumlaufen, denn ich fühle mich nicht als Frau. Ich sehe das als Rolle, die ich spiele." Er verzichtet deshalb auch auf falsche Brüste. Zudem bedient Brenncke ganz bewusst nicht die gängigen Schwulen- und Lesben-Klischees und verlangt von seinen ausgebildeten Darstellern, die teilweise live singen, viel Professionalität. Wahrscheinlich ist dies das Geheimnis seines Erfolgs. Die begeisterten Reaktionen der Zuschauer geben Brenncke auch an diesem Abend jedenfalls Recht.

Am Ende der Vorstellung steht er in einem schrill funkelnden Kleid auf der Bühne. Er ist ungeschminkt, stimmt das letzte Lied an: „Und wenn ein Mann einen Mann liebt, soll er ihn lieben, wenn er ihn liebt. Denn ich will, dass es das alles gibt, was es gibt."

■ **Annemarie Diehr**

Fotos: Richard Klemme-Wolff

Neben ihrem Studium der Medienwissenschaften ist Annemarie begeisterte Tänzerin. Sie hatte sich daher schon immer gefragt: Wie fühlt es sich an, im Körper eines Mannes zu tanzen. Nun traf sie jemanden, bei dem es umgekehrt war.

Weitere Informationen

www.tik-berlin.de

Theater im Keller
Weserstraße 211 / Ecke Friedelstraße
12047 Neukölln
(030) 623 14 52

Schöne Grüße aus der Provinz

Heidelberg ist ein Dorf, und wer kann, geht nach Berlin. Doch das ist auch keine Lösung. Zumindest nicht für unseren Gastautor.

Fotos: Michael Graupner

Berlin ist großartig, keine Frage. Und was immer man gegen die Hauptstadt vorzubringen versucht, klingt schon beim Hinschreiben furchtbar provinziell. Sicher: Da sind der Flughafen, die Verkehrsbetriebe, das Stadtschloss. Aber kaputte Schlösser sind nicht das, woran man sich als Heidelberger stört.

Überhaupt klingt das Leben an der Spree verlockend. Heidelberg kann da nicht mithalten, mag es auch eine Art Weltdorf sein: Drei Millionen Touristen und die altehrwürdige Universität können nicht darüber hinwegtäuschen, dass der vielbeschworene „lebendige Geist" nur noch recht selten durch die Gassen der Stadt spukt. Ende des Jahres schließt das einzige Blockbuster-Kino, die Museumslandschaft ist niedliches Eiland, und in der einzigen Kneipenstraße der Stadt wünschen sich Kommunalpolitiker am liebsten ein Alkoholverbot. Heidelberg ist nicht sexy, es ist furchtbar verklemmt.

Stets im Blick der Berufs-Philister

Kürzlich wurde den Cafébetreibern verboten, vor elf Uhr am Morgen ihre Außentische zu bedienen. Im Hochsommer. Um zehn vor elf patrouillierten dann die Uniformen vom Ordnungsamt und verteilten Bußgelder an ungehorsame Gastronomen.

Überwachen und Strafen sind ohnehin eine Spezialität der Stadt. Verboten ist es, im Neckar zu baden. Verboten auch, auf der Uferwiese außerhalb festgelegter Grillzonen zu grillen. In der Hauptstraße Fahrradfahren: streng verboten. Die Einhaltung dieser Vorschriften zu gewährleisten bedürfte gar nicht der omnipräsenten Ordnungshüter, denn hinter jedem Verbotsschild lugt der Zeigefinger eines Heidelberger Spießbürgers hervor. Der Wunsch zu erziehen ist hier sehr ausgeprägt.

Dagegen Berlin: Museumsinsel, Szenekneipen, Hipsterbärte. Hinter jeder Flasche Kindl verbirgt sich ein Kleinkünstler, der morgen seinen großen Durchbruch feiert. Selbst, wer gelegentlich arbeitet, wird toleriert. Kein Wunder, dass die Berlin-Migration unter Studenten ein Massenphänomen ist. Zur Wahrheit gehört aber auch: Es gehört nicht viel dazu, in dieser Stadt keinen 9-to-5-Job zu haben und stattdessen der Kiezpolonaise von einem Viertel ins nächste zu folgen.

Hier und da geht auch mal eine Welt unter

Im Gegenteil: Die Landflucht der meisten Berlin-Migranten entspringt dem Wunsch, der Bedrängnis des Lebensernstes zu entkommen. Und weil sich der Ort leichter wechseln lässt als der Kopf, geht man dahin, wo alle atemberaubend cool sind, niemand zu altern scheint und Spaß ein unendliches Gut ist – ohne zu merken, dass man damit eine ziemlich naive Form des Eskapismus betreibt und die vermeintliche Provinz gegen eine Weltläufigkeit eintauscht, die an dem Tellerrand endet, um den bis ein Uhr früh die Ringbahn kreist.

Das ist der Grund, weshalb Berlin für mich keine Alternative ist: Mir gefällt es nicht, dass alles immer lustig und locker und fröhlich sein muss. Ich will nicht, dass man zur einzig relevanten Kategorie der Postmoderne „witzig oder nicht witzig" erhebt. Ich will mich wenigstens über irgendetwas aufregen können. Es reicht doch nicht zu sagen: Die Freundin macht Schluss, aber easy, dort drüben hat ein neues Café eröffnet. Nein, ab und zu muss man auch schwer einstecken, hier und da geht doch auch mal eine Welt unter. Ich will nicht in einer Stadt leben, deren einziger kultureller Vorteil es ist, den Wechselfällen des Lebens gleichgültig den letzten Schluck Bier entgegenrülpsen zu können. Heidelberg ist schrecklich provinziell. Aber Berlin? Keine Alternative. ■ **Kai Gräf**

Kai ist Redakteur der Heidelberger Studentenzeitung „ruprecht". Den Genuss der dortigen Landluft hat er nun aber aufgegeben, um für ein Jahr in London zu studieren.

Servierkräfte gesucht

Die Bayerische Vertretung beim Bund in Berlin-Mitte sucht ab sofort Aushilfen (w/m) zum Servieren von Speisen und Getränken bei Tages- und Abendveranstaltungen von Montag bis Freitag. Wir bieten einen attraktiven Minijob mit flexiblen Arbeitszeiten in einem interessanten Umfeld (keine Festanstellung).

Entlohnung: 8,20 Euro netto die Arbeitsstunde (ggf. abzüglich der Rentenversicherung) plus Abendzuschlag und Bayerische Kost.

Weitere Auskünfte erhalten Sie unter Tel. 030 20265-658.
Ihre Kurzbewerbung (mit Lebenslauf) richten Sie bitte per E-Mail an:
PoststelleBerlin@stk.bayern.de.

Die ewige Suche nach dem Besseren

In unserer Generation gibt es mehr Singles als je zuvor. Sind Bindungsängste und überhöhte Ansprüche an potenzielle Partner der Grund?

„Generation Maybe". Seit dem Artikel von WELT-Redakteur Oliver Jerges (29) haftet uns 20- bis 30-jährigen dieses Etikett an wie ein lästiger Kaugummi. „Wir" seien die Generation der Unentschlossen, schreibt Jerges. Die Generation der Individualisten. Freunde statt Familie. Immer Gesellschaft, aber keine Verantwortung.
Im Jahre 2011 lebte jeder fünfte Deutsche als Single, meldete das Bundesamt für Statistik. In Berlin war es sogar fast jeder Dritte. „Die Zahl der Alleinstehenden ist damit seit 1991 deutlich gestiegen", resümierte der Präsident des Statistischen Bundesamtes 2012 auf einer Pressekonferenz in Berlin. Das Resultat der Lebenseinstellung unserer Generation?

Eine Generation mit Bindungsangst?
Trauen wir uns nicht, feste Beziehungen einzugehen? „Es gibt heute nicht mehr Menschen mit Bindungsangst als in den Generationen zuvor", glaubt Stefanie Stahl, Diplompsychologin und Buchautorin von *Jein! Bindungsängste erkennen und bewältigen*. „Allerdings leben Betroffenen ihre Ängste heute zunehmend öffentlich aus", ergänzt sie. Das geschehe nicht immer bewusst. „Menschen mit Bindungsangst glauben vielfach, dass sie den oder die Richtige einfach noch nicht gefunden haben." Gesellschaftliche Vorgaben für Beziehungen fallen weg. Eine Generation von Bindungsängstlern seien wir aber nicht.

Neue Lebenswirklichkeiten, alte Werte
„Der Wunsch vieler junger Menschen ist noch immer die lebenslange Partnerschaft", weiß Stephan Goldschmidt von der Evangelischen Kirche in Deutschland. Eine Infratest-Studie aus dem Jahr 2010 zeigt: Für neun von zehn Menschen ab 18 Jahren bleibt der Wunsch nach einer glücklichen Partnerschaft oder Ehe einer der wichtigsten Ziele im Leben. Insgesamt unterscheidet uns nicht viel von der Generation unserer Eltern.
Doch lebenslange Partnerschaften werden seltener. Gründe gibt es viele: Der Arbeitsmarkt erfordert Flexibilität, die individuellen Ansprüche an eine Partnerschaft steigen, alte Rollenmuster fallen weg. Für unsere Omas war der persönliche Lebensweg noch vorgegeben. Wir Frauen von heute können tun und lassen, was wir wollen.

Anspruchsvolle Damenwelt
Und da liegt ein Problem. Frauen stellen immer höhere Ansprüche an ihren Partner. „Insbesondere Akademikerinnen ab Mitte 30 fällt es schwer, noch einen Partner zu finden", sagt Psychologin Stahl. „Männer orientieren sich bei der Partnerwahl tendenziell nach unten, Frauen hingegen nach oben." Das belegen die Ergebnisse der weltweiten Bildungsstudie des Soziologen Hans-Peter Blossfeld aus dem Jahre 2012. „Bei 55 Prozent weiblicher Studienanfängerinnen und 45 Prozent Studienanfängern, von denen 10 bis 15 Prozent eine Frau mit niedrigerem Bildungsniveau wählen, bleiben nur noch 30 Prozent Männer für 55 Prozent Frauen auf dem hohen Bildungsniveau", rechnet Studienleiter Blossfeld in einem Interview mit der ZEIT vor.
Um diesen Zustand zu ändern, müssten Frauen ihre Ansprüche herabsetzen. Bislang bleiben in vielen Frauenköpfen die alten Rollenmuster jedoch bestehen.

■ Jana Kugoth

Jana lebt seit sechs Jahren in Berlin und studiert „was mit Medien". In dieser Zeit ist sie treu geblieben – sich selbst und der Begeisterung am Schreiben.

Foto: Claudia Tiersch

„Man muss es einfach überleben“

Studentenwohnheime in Deutschland und Marokko

Wer bei Studentenwohnheimen nur an Feiern und Schmutz denkt, war wohl noch nie in einem. Oder er war nur in einem Studentenwohnheim in einem einzigen Land.

Aber wo ist eigentlich der Unterschied zwischen einem Wohnheim in Deutschland und einem in Marokko? Artem aus Berlin und Sanae aus Rabat erzählen.

„Du willst mein Zimmer nicht sehen. Du wirst schreiend davonlaufen.“ Sanae El Mimouni steht vor einem weißen Hochglanzgebäude. Es sieht aus wie ein teures Hotel. Auf der Straße sausen Autos vorbei und am Eingang sitzen Rezeptionisten. Sanae spricht aber nicht von einem Hotelzimmer, sondern von ihrem Zimmer im Studentenwohnheim „Bayt Maarifa“ in Rabat, der Hauptstadt Marokkos. Und Sanae mag ihre Wand nicht.

Sanae ist 26 und macht ihren Doktor in Informatik. Seit Anfang ihres Studiums wohnt sie hier in Rabat. Immer im gleichen Zimmer und immer mit dieser dunkelroten Wand, die inzwischen abbröckelt. Das Semester hat gerade wieder angefangen, aber Sanae hat ihre Kleidung noch nicht ausgepackt. „Ich warte darauf, dass diese Wand renoviert wird. Ich habe schon so oft nachgefragt, aber es passiert einfach nichts.“

Ursprünglich kommt Sanae aus Nador, einer kleinen Stadt an der Mittelmeerküste. Als sie zum Studium nach Rabat zog, kannte sie dort niemanden. Auch nicht das Mädchen, mit dem sie sich ihr Zimmer teilen sollte.

Doppelzimmer

Im Wohnheim Bayt Maarifa gibt es zwei Arten von Zimmern: Einzelzimmer und Doppelzimmer. Die Bewohner eines Doppelzimmers teilen sich einen Raum mit Küchenzeile und Bad, im Einzelzimmer hat man alles für sich allein.

Sanae wohnt im Doppelzimmer, denn das ist billiger. Zwei Betten befinden sich darin und zwei Schreibtische. Neben den Betten stehen kleine gelbe Nachttische. Einer von denen wird während des Interviews zum Esstisch umgewandelt. Ich bekomme eine Serviette auf den Schoß gelegt, damit ich mich nicht mit Salat und Olivenöl bekleckere. Dieses eine Mal finde ich das lustig, aber wenn ich jeden Tag so essen müsste, wäre das wohl ziemlich anstrengend.

Fotos: Kirsten Jöhlinger

Pro Monat zahlt Sanae 1.315 Dirham Miete, das sind rund 120 Euro. Für sein Zimmer in einem Berliner Studentenwohnheim zahlt Artem Gogov 175 Euro pro Monat. Das ist zwar nicht inklusive Internet, aber dafür hat der 25-jährige Student sein Zimmer für sich allein.

„Sich ein Zimmer zu teilen, ist in Deutschland undenkbar“, meint Artem. Seit er 2010 seinen Master in Osteuropastudien anfing, wohnt er im Wohnheim „Eichkamp II“, das schon fast im Grunewald liegt. Ursprünglich kommt Artem aber aus der Ukraine. Dort studierte er Deutsche Philologie und wohnte im Studentenwohnheim in Odessa. Sein Zimmer dort teilte er sich mit seinem Bruder und einem anderen Studenten.

„Man muss es einfach irgendwie überleben, sich ein Zimmer zu teilen. Es kann sehr schwierig sein, aber auch sehr lustig. Wir hatten zum Beispiel mal eine spontane Party bis fünf Uhr morgens“, erklärt Artem. Auch Sanae hat gemischte Gefühle zum Leben im Doppelzimmer. Sie mag es gemeinsam zu kochen, aber es war nicht einfach, plötzlich mit jemandem Fremden zusammenzuleben. „Du musst halt erst mal die Gewohnheiten des Anderen kennenlernen.“

Ihr Zimmer muss Sanae aber nicht selber putzen. Zweimal pro Woche kommt ein Putzdienst. Im Berliner Studentenwohnheim kommt der auch, aber er putzt nur die Küche und das Bad. Sein Zimmer hält Artem selber sauber.

Bewohner-Durchschnitt

In den Wohnheimen des Berliner Studentenwerks wohnen mehr Männer als Frauen. 58 % der Bewohner haben eine ausländische Staatsangehörigkeit. Artem ist beides: Mann und Ausländer. Sanae ist Frau und Marokkanerin in Marokko, aber entspricht damit auch dem Durchschnitt in ihrem Wohnheim. Es wohnen dort zwar auch Frauen aus Tunesien, Mauretanien, dem Senegal, den USA und China, aber die meisten Bewohner sind Marokkaner. Für Frauen gibt es mehr Zimmer als für Männer.

„Es ist nicht einfach, plötzlich mit jemand Fremden zusammenzuleben.“

Fotos: Artem Gogov

Wie stellen sich die Studenten das andere Wohnheim vor?

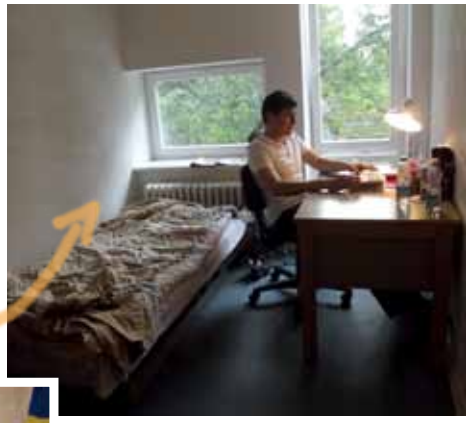
Artem über das Heim in Marokko: „Ich weiß nicht viel über Marokko. Das Land ist nicht so entwickelt, also ist es wahrscheinlich ähnlich wie in der Ukraine. Ich vermute, dass sich dort auch mehrere Personen ein Zimmer teilen."

Sanae über das Heim in Deutschland: „Ich glaube, dass deutsche Studentenheime schön sind und wegen den Studenten gebaut werden und nicht wegen des Geldes. In Deutschland teilt man sich auch die Zimmer. Vielleicht gibt es Einzelzimmer für Doktoranden. Ich glaube, dass die Türen dort auch abends zugemacht werden, denn es ist ja ein Studentenwohnheim. Die Kameras gibt es aber nicht in Deutschland. Vielleicht wohnen Frauen und Männer zusammen."

„Es ist nicht ungefährlich, sich eine Wohnung zu mieten. Vor allem nicht für Frauen", sagt Sanae. „Im Wohnheim gibt es Wachleute. Die passen auf, wer herein geht. Männer dürfen den Frauenteil nicht betreten. Es gelten strenge Regeln. Man muss zum Beispiel um 23 Uhr da sein. Danach kommt man nicht mehr herein. Männer haben aber keine Lust, schon um 23 Uhr da zu sein und keinen Alkohol und keine Frauen mitbringen zu dürfen. Also mieten sie sich öfter eine Wohnung."

Eine Abendsperre kennt Artem aus Odessa. Dort musste er vor Mitternacht im Wohnheim sein. Wer später kam, musste sich identifizieren. Manchmal wollten aber Freunde zu Besuch kommen. „Die haben wir mit einem Seil durch das Küchenfenster im zweiten Stock hereingeholt." In Berlin darf man kommen, wann man will. Und Artem hat kein Problem mit seiner Wand. Im Gegensatz zu Sanaes Wohnheim wurde seines frisch renoviert.

■ Kirsten Jöhlinger



Kirsten hat nie in einem Studentenwohnheim gewohnt. Sie mag es, auch alte Leute und Kinder im Haus zu haben. In Marokko wohnte sie in einer Wohnung in der alten Medina und traf ihre Nachbarn beim Wäsche Aufhängen auf dem Dach.

Weitere Informationen

www.studentenwerk-berlin.de/wohnen

Wohnheime des Studentenwerks:
Das Studentenwerk ist ein großer Betreiber von Studentenwohnheimen in Berlin. Es hat Plätze für 9.500 Studenten.
Das Angebot besteht aus Appartements, Zimmern in WGs (nach Geschlecht getrennt oder gemischt) und Zimmer auf einem Flur, bei dem Bad und Küche geteilt werden. 87 % aller Plätze sind möbliert. Für beeinträchtigte Studenten und Studenten mit Kindern gibt es spezielle Plätze.

EXPOLINGUA Berlin
Internationale Messe für Sprachen und Kulturen
DIE WELT STEHT OFFEN!

Russisches Haus der Wissenschaft und Kultur
Friedrichstraße 176–179
10117 Berlin
U Französische Straße
Mehr Infos & Freitickets unter www.expolingua.com

Airport Campus
Vorlesungsreihe am Flughafen Berlin Brandenburg

Di 22.10.2013 I 18.15–20.00 Uhr
SPRINT – Das Beschleunigungsprogramm auf dem Weg zum BER

Di 19.11.2013 I 18.15–20.00 Uhr
Tegel unter Volllast – ein Blick hinter die Kulissen des operativen Betriebs des Flughafens

Di 10.12.2013 I 18.15–20.00 Uhr
Den Wandel begleiten: Changeability bei der Flughafengesellschaft aus Sicht des Human Resource Management

Di 14.01.2014 I 18.15–20.00 Uhr
Ohne Abfertiger kein Flugverkehr – Ein Blick hinter die Kulissen der Prozesse des Bodenverkehrsdienstleisters GlobeGround Berlin

Weitere Informationen und Anmeldung:
airportcampus@berlin-airport.de
www.berlin-airport.de

Bundesagentur für Arbeit
Agentur für Arbeit Potsdam
BER FLUGHAFEN BERLIN BRANDENBURG

Einsam, zweisam, dreisam

In Berlin scheint alles möglich. Der Hauptstädter stößt selten an die Grenzen gesellschaftlicher Akzeptanz. Ein Grund, weshalb junge Menschen aus der ganzen Welt in die Stadt kommen. Hetero? Homo? Bi? Interessiert hier keinen mehr. Jede Neigung, jeder Fetisch findet die passende Subkultur. Zeit, sich richtig auszuprobieren!

Unsere Welt verändert sich rasend schnell. Gilt das auch für unsere Beziehungsformen?

Illustration: Xenia Smykovskaya

Joana (24) hat schon einige Erfahrungen gesammelt. Mit 14 Jahren war sie zum ersten Mal mit ihrem damaligen Freund im Bett. Ein Jahr später war Schluss. Die nächsten vier Jahre hatte sie öfter mal Sex mit einem Kumpel, eine Beziehung wollten beide nicht. Ernst wurde es, als Joana 18 war. Sie lebte zwei Jahre in einer festen Beziehung. Als ihr Freund vom Heiraten sprach, ist sie gegangen. Wieder Single, hat sie nicht auf sexuelle Kontakte verzichtet. Geschlafen hat sie jedoch mit keinem der Verehrer. „Ich erwarte einfach nicht, dass mir das was gibt", sagt sie über One-Night-Stands. Seit fünf Monaten hat sie wieder einen Freund. Joana kann sich vorstellen, mit ihm dauerhaft zusammenzubleiben.

Exklusiver Sex

Sex: ja. Aber nur in einer Beziehung? Siljia Matthiesen leitet am Institut für Sexualforschung und Forensische Psychiatrie des Universitätsklinikums Hamburg die Studie *Sexuelle und soziale Beziehungen von 19- bis 25-Jährigen*. Im Rahmen ihrer Studie hat sie junge Menschen wie Joana befragt. Das Ergebnis: Unverbindlicher Sex außerhalb von Beziehungen wird von Studierenden weitestgehend ohne moralische Wertungen und große Aufregungen als selbstverständlich hingenommen. Doch: Wie viel Sex haben Singles wirklich? Mehr als 90 Prozent aller sexuellen Kontakte fänden innerhalb von Beziehungen statt, erzählt Matthiesen. „Treue und Ehrlichkeit sind die leitenden Werte für junge Menschen", so die Studienergebnisse. Was ist los mit der hart erkämpften sexuellen Freiheit? Wollen wir sie gar nicht?

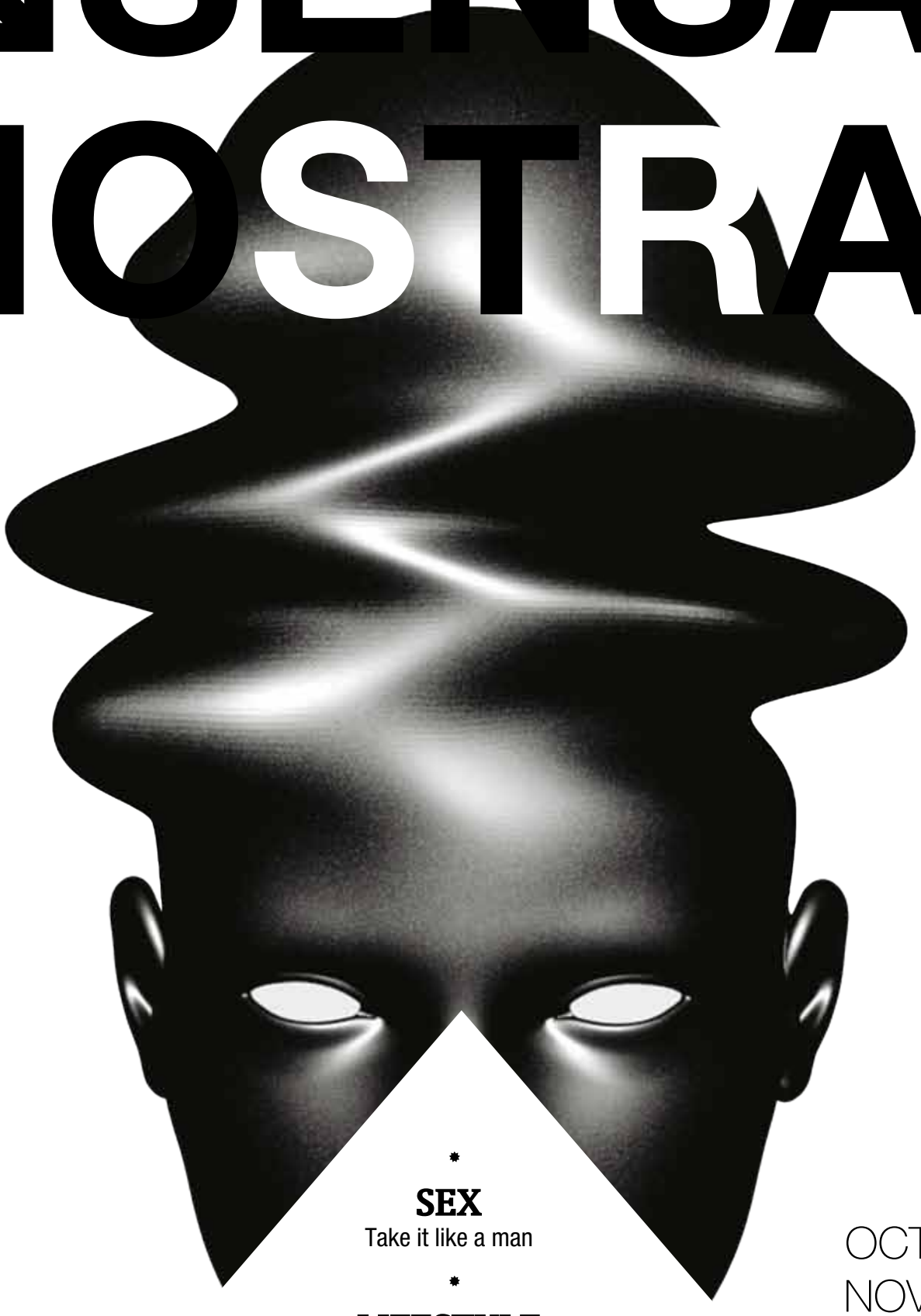
Serielle Monogamie

Richtig ist, dass mit der Spätmoderne geschlechtsspezifische Benachteiligungen wegfallen, persönliche Entscheidungsspielräume nehmen zu. Doch wir leben bei Weitem nicht alles, was uns möglich wäre. Im Gegensatz zu der Generation unserer Eltern haben sich unsere sogenannten Beziehungsbiografien durchaus verändert. Treue und Exklusivität stehen zwar weiterhin auf Platz eins, beschränken sich aber auf den aktuellen Partner. Und von denen haben wir im Laufe unseres Lebens viele. „Serielle Monogamie" nennt Matthiesen das. Viele Beziehungen sind kurz, fast immer treu und wechseln sich mit ebenfalls kurzen Singlephasen ab.

Eins, zwei, oder drei

Ein Beziehungsmodell, wie es Silvio Wirth ablehnt. Wirth betreibt die Webseite polyamorie.de. „Mit einigen Unterbrechungen lebe ich seit 1994 polyamorös", erzählt er. Polyamorös leben bedeutet, in Beziehungen mit mehreren Partnern zu leben. Beziehungen mit mehreren Partnern zu führen. Gleichzeitig. Exklusivität spielt keine Rolle. Wirth schätzt, dass in Deutschland zwischen 10.000 und 30.000 Menschen polyamorös leben. Die Mehrzahl in Großstädten und liberalen Milieus. „Die gesellschaftliche Akzeptanz nimmt zwar zu, aber wenn du offen polyamöros lebst, kannst du noch immer kein Außenminister werden", schränkt er ein. Was auf den ersten Blick nach sexueller Freizügigkeit und Egotrip aussieht, ist für Wirth alles andere als das. „Es ist der Versuch von Verbindlichkeit." Statt serieller Monogamie, die mit Verantwortung auf Dauer nichts gemein hat, erhofft Wirth sich, durch seine Lebensweise die Stabilität der Ehe mit dem Abenteuer der neuen Bekanntschaft kombinieren zu können. Eine Alternative? Vielleicht für all jene, die es wie Wirth schaffen, Eifersucht als etwas zu sehen, „das man entmachten kann." ■ Jana Kugoth

SENSA NOSTRA



SEX
Take it like a man

LIFESTYLE
Home Free - The Modern Nomad

OCT.
NOV.
ISSUE
#1

TAKE IT LIKE A MAN

For the average hetero male, anal play is akin to murdering your precious masculinity as if being entered means you are weakling being preyed upon.
Author of sexcapade blog "Confessions of a Young Pervert" Liam Thomas, explores the widespread phenomena of straight men's bum holes defensively contracting at the idea of allowing anything remotely near it.

In the many different demographics that I have sat around and socialised with, none is more honest and open than a room full of men discussing sex. I have heard guys casually confess to cheating on their girlfriends. I know who they last had sex with, how dirty she was and sometimes full details of the act itself. The circle of friends these stories are told in is almost like a church confessional box. The truth very rarely leaves the room. And if it does it is the whistle-blower who is considered to be the guilty party, not the guy who's just openly bragged about sleeping with his other half's best mate.

I know which one of my mates' missus or fuck buddy likes to be tied up and spanked and on some occasions I've even seen mobile phone recorded videos of their bird's blowjob skills. No secret is left uncovered. A lot of people including other fellas may be opposed to this sort of behaviour, but it's the way I've seen it and it's not going to change anytime soon. However, I have found that when on the discussion of things we enjoy during sex there is one particular act that always divides the room, and only then it's if someone dares mention it. If you were to ask a group of lads if they liked a finger in the back door during sex, you'd most likely be met with blank stares, and probably a few remarks about how it's either gay or disgusting. I can't understand why someone would think it was gay. I mean, I like things up my arse, by women! It's not gay if a woman does it. In fact, the mentality that enjoying things in the rear end is to be considered gay just because that's what homosexuals do is clearly flawed. You might as well criticise nearly every other bit of foreplay us straight men enjoy, because I'm pretty sure the gays started sucking each other off for a long time before our ancestors plucked up the courage to ask their missus to give it a try. In fact in the space race that is pushing filthy sexual boundaries, us straight blokes are still sending monkeys into space wondering how we could possibly one day get them to return. Whilst gay fellas have got to the point where they are building space stations on mars. But then again it's no surprise the gays are having kinkier sex than us, their straight up vanilla sex is already anal and for us heteros it can take months if not years to talk our women into bum love, and even then we only get it on birthdays and Valentine's day.

> **"I can't understand why someone would think it was gay"**

There's also the argument that having your bird stick something in your behind is disgusting. A mate of mine told me that one time this bird stuck a finger in him during foreplay and he nearly hit the roof, told her to wash her hands and everything. I wouldn't entirely agree with this for a number of reasons. Yes, the whole appeal of anal is that it measures very highly on the filth Richter scale, so I suppose in that sense it can be considered filthy and disgusting. But if you can't be filthy and disgusting when you're having sex, then when can you be filthy and disgusting? There is something about receiving it from a lady that does feel incredibly kinky but then it's also only natural that fellas would enjoy anal play. After all, the prostate is the equivalent of the male g-spot, and even though I've never achieved it, I've heard that the orgasms that can come from massaging it for a while are amazing.

Also personally, and like a few other blokes I asked, I suffer from a psychological condition called 'retarded ejaculation' where I am unable to cum during sex. This includes blowies, hand jobs and during sex itself. In fact I can't cum unless I lie there rubbing myself off for what can be quite a while. For some ladies this may sound like a dream, to have a guy who can go for hours, but you soon find it grows old when every

single sex session you have ends with at least 20 minutes of the guy lying there sweating, whilst he frantically rubs himself off trying to climax and by the time he's ready to unload on your tits you're already half asleep. But I have found that an anal fingering can just give that jump-start and cut down the waiting time; sometimes even like magic I can just blow my load there and then after a few rubs.

It's not just fingering that can be enjoyed in the male-anal play spectrum, but there's also many other fun activities like rimming, or even fisting if you're feeling really adventurous, and my personal favourite pegging. Now, in pretty much every single one of my sexual relationships I have been the dominant half. But from time to time, usually during 'Lady Week' (or 'Anal Week' as I renamed it) me and whatever girl that I'd be involved with would have a role reversal. Where she would strap on an artificial penis and all the verbal abuse, humiliation and hard fucking would be subject onto me. There was one session in particular that was so sordid that it actually ended with the two of us giving each other a filthy job well done high-five. This is obviously quite refreshing, considering I spend 99% of my sex life slapping and insulting the women I'm sleeping with.

"But to be honest, it's like every sexual activity"

There were some blokes I spoke to who said they would like to try it but didn't think their girlfriends would be into it. Obviously all women are different, but in my experience the girls have taken such a shine to anal play that I've actually converted them. One girl I turned into an evangelical rimmer, to the point where she didn't really much care for blowjobs anymore and would almost demand that she could lick my arse in nearly every single session we'd have together. I remember the girl that first fingered me said that she didn't expect to enjoy it as much as she did and her developing passion for it ended with her buying me an anal toy as a leaving present.

But to be honest, it's like every sexual activity: unless it's something that you fundamentally don't want to try, you never really know if you're going to enjoy it unless you give it a go. I can understand the taboo and why a lot of straight males would consider it gay and despite there being nothing wrong with being gay I can understand that there still is an unspoken curiosity that plagues a lot of male social circles when it comes to homosexuality. The majority of my friends are straight males, yet I can't name any of them who have admitted to a gay experience or even confessed to having a gay fantasy, in fact, I can't even name any of my male friends who identify as bisexual. Whereas when I look at my female friends I can't really think of any who haven't had at least a drunken kiss with another bird on a night out. I can't understand why in this day and age there still does seems to be a stigma between lads about being gay, it's not as if it's a masculinity issue. What can be more masculine than shagging another bloke?

There's also that it maybe even in some way a threat to the dominant role society tells them they should play in a relationship. Because like I mentioned, anal play is a submissive act and we're so used to being the ones sticking things in holes that a role reversal can seem a bit too foreign for our tastes. But surely in an age where guys can happily share the intimate videos that they made in confidence with their girlfriends, we must also be closer to a point where we can experiment with things like take a finger or a tongue up the arse without the stigma that it would brand us a homo. There is your sexual orientation and there's what you enjoy sexually, and we make ourselves more liberated and sure of our orientation once we become more comfortable with what we enjoy in our sex lives, whether we be straight, gay, bi or queer.

*

JOURNALIST: LIAM THOMAS
*
ILLUSTRATOR: AZULDECOBALT

HOME FREE

What is home? For many people, it's the place they grew up. The country they come from, coupled with the language they speak. For Leila Bacchiocchi, the concept of 'home' is constantly evolving. When she was very young, her parents decided they wanted more for her than society was providing. The three of them downsized and moved into a van, travelling from place to place, changing countries and learning new languages. Leila talks to me about being 'home-free' and what that meant for her growing up; the values her parents instilled in her; and her perspective on the world now.

When I was two years old my parents moved to the south of France in the Pyrenees where my dad bought an old circus van which he converted himself. The van was 2,5m wide and 6m long. Compared to other homes it was tiny, but to me it was normal because the van was my home and we had everything we needed, just in a smaller version. It had three big windows and the living space was mostly built from wood and bamboo which gave it a very cozy feeling. In the winter we used to have a small wood burner oven to heat the van. We moved around a lot, living in the south of France, Italy and the south of Spain. Most of the places we stayed were in the countryside or small villages.

For electricity we had a small solar cell for the light in the evening but only if in the daytime the sun would shine otherwise we had to light with candles. For water, because we always lived in small villages and stayed for longer in one place, my dad used to build a small outside toilet and we used to get water from the neighbours. The winters were hard because we didn't have a washing machine and we had to wash everything by hand. This is one of the reasons we decided to move to the south of Spain—the winter is much shorter and warmer there.

My mother was born in a small village in southern Germany, near Baden Baden. At the age of 26 she decided she needed a change in her life and decided to go on a journey by bicycle that took her 6 months. Starting in Germany, passing through France, Spain and Portugal, she finally reached Morocco where she met my dad and decided to stay for the next 8 years. My dad is from Italy, but he grew up in Switzerland because his parents moved there to work when they where young. At home my parents speak mainly German, which is also my first language. I learned other languages like Spanish, Italian, French and English while we were traveling, and in my opinion it is much easier to learn a language as a child.

> **"I don't have the feeling I belong to any country or culture in particular. "**

Because of this history, people often ask me "Where are you from?" Indeed it is a difficult question to answer because I don't have the feeling I belong to any country or culture in particular.

My parents made the decision to live in a van in order to avoid rental costs and because it was a good and easy way to have our home with us wherever we went. Before I was born, they decided to resign from a life in society and live a simple life because they agreed that living this way would make it easy to focus on the values one needs to be happy.

My parents tried to live a simple and happy life which was not bound to the roles of society. This is one of the reasons they decided against sending me to school. I was home schooled by my mother, who taught me to read and write. Perhaps I didn't learn as fast as i would have if I had gone to a regular school, but she tried to teach with the feeling that learning isn't an obligation. She got me interested in learning by having me write letters to friends or by writing the shopping

list. She tried as much as possible to involve me in her daily life because she believed that children learned quicker by doing, instead of only learning the theory in books. I was surrounded by children where we lived and always made friends. It was easy to get to know other children because we always lived in small villages or in the countryside.

My parents taught me to become a self-confident, responsible person. They showed me that money is not the most important thing in life and that happiness doesn't follow material possessions. They raised me to be respectful to others and to be open-minded. They always told me it is important to be happy with the things you do otherwise it may not be the right thing. I am very glad I grew up in this way and I thank my parents for showing me this way of life and educating me to become the person I am now.

I never felt that I was different from anyone else as a child, but as I grew older I had some confrontations with my grandparents, who wished that I had been brought up differently with prospects for a different future. They wanted me to have a stable childhood—That means going to school, studying, working, buying a house and a car… At last they accepted that they couldn't change us, and I think eventually they also learned from us.

I never really had any negative experiences with other people about how we lived, only sometimes they couldn't understand why we chose to live without television, electricity, eating meat, or why my parents wouldn't send me to school, but I guess it is just because it was new for them and the way we lived had always been connected with poverty.

" Each time we moved, we had to leave everything behind."

Moving to different places so many times as a child has contributed to having an open mind and having a different opinion over other lifestyles. I believe that travelling increases tolerance and reduces prejudice over other people, their cultures and lifestyles. One negative aspect of living in a van and moving to so many places is that each time we moved, we had to leave everything behind and start all over again at the new place. I always found it hard to leave my friends behind, especially when I was 8 when we moved to Spain.

At the age of 19 I left the van and the countryside and moved to town to rent a flat. I wanted to experience living as part of society and have the opportunity to go to school. It was a whole new experience for me—having all the commodities of a flat can be very convincing! I started going to evening school and at the age of 21 I moved to Berlin, which was a big change because I'd never lived in a city before. For now I love living in Berlin and the city offers many more opportunities than a small village. I always try to balance the values of the lifestyle my parents taught me, whilst living in the midst of our society. In my opinion, society focuses on the wrong values to make people happy. Right now I'm working in a cafe so I can afford the expensive city life. In October I will start studying cultural studies. Friendship and the connections between people are important. It keeps me open-minded especially the connection with people from different backgrounds and different cultures.

My most important aim is to live a simple, happy life and find a balance between the outside and the inside: finding a way to follow our own goals, even though this isn't always easy because society teaches us other values. I try to conserve the values my parents showed me. They always told me, "What ever you do you carry responsibility, and it is your responsibility to enjoy what you are doing, and if that's not the case maybe you should think about what makes you unhappy and change it."

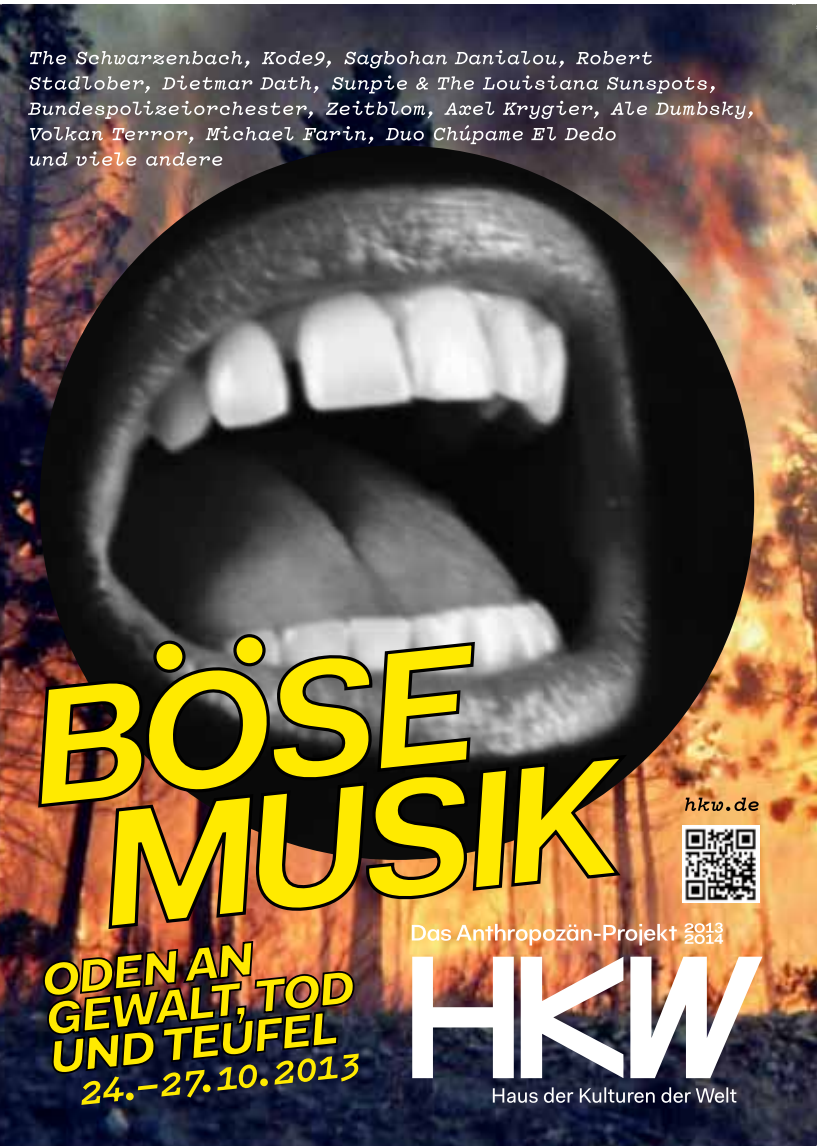
* * *

JOURNALIST:
KATIE PROBERT
*
ILLUSTRATOR:
CINDY CHEONG HO YAN

Kino Moviemento
Kottbusser Damm 22 Berlin Kreuzberg
www.moviemento.de
030.692 47 85

Kino Central
Rosenthaler Straße 39 Berlin Mitte
www.kino-central.de
030.28 59 99 73

Codename Kino
Tragt Euch auf unseren Webseiten
www.moviemento.de
www.kino-central.de
in den Newsletter ein und besucht
ausgewählte Veranstaltungen
zum Freundschaftspreis.



SPREAD THE WORD !

Tell your friends, become part of the familly, support us and check us out on:

SENSANOSTRA.COM

AND: You Tube

Youtube / Pinterest / Tumblr / Facebook / Twiter / Foursquare

ISSUE #1 FEATURING

- **Journalists**
  Katie Probert
  Liam Thomas
- **Illustrators**
  Cindy Cheong
  azulDecobalt
- **Co-founders**
  Marc Poggia
  Ilari Kohtamaki
- **Layout Design & Graphics**
  Romain Fontaine
- **Art Direction**
  Sanya Manzoor

Fröhlich in pink und himmelblau

Hipster aus Neukölln, könnte man denken. Aber halt, die sind nicht verkleidet, die sind wirklich so. Und der Junge singt tatsächlich Schlager nach und zieht dazu die 80er Jahre Klamotten von seinem Vater an. Der wäre damals gern ein Discostar gewesen. Heute ist er einfach nur noch peinlich und kapiert nichts. Gar nichts.

Der Berliner Axel Ranisch, der ‚dicke Schröder' aus dem Münsteraner Tatort, macht auch selber Filme. ‚Immer schön übertreiben' könnte sein Motto sein. Schließlich sollen die Zuschauer auch mal richtig lachen. Und dass er seine Schauspieler dafür manchmal lächerlich macht, das ist ihm egal – er muß ja auch komische Rollen spielen, damit die Leute auf ihre Kosten kommen.

Ich fühl mich Disco ist der neue Film von Axel Ranisch, natürlich mit Heiko Pinkowski, dem echten Schlagersänger Christian Steiffen und vielen anderen. Dieses Mal ist alles besonders schräg und übertrieben, die Kostüme besonders bunt und alle sowieso völlig verrückt. Was soll's, jung sein ist schwer. Sich daran erinnern ist lustig. Am besten kann man sich amüsieren, wenn es nicht die eigene Jugend ist und der peinliche Vater nicht der eigene.

Wie der Regisseur das macht, dass man die Figuren trotzdem lieb gewinnt, obwohl man sie permanent auslacht? Das ist sein Geheimnis, sehr zum Vergnügen der Zuschauer. ■ Wulf Sörgel

Ich fühl mich Disco (Regie: Axel Ranisch, Mit: Frithjof Gawenda, Heiko Pinkowski, Christina Grosse) **ab 31.10. im Kino, z.B. in Berlin im Central und im Moviemento**

Eine Alternative für Deutschland

Was ist von einem Land zu halten, in dem ein Polizist sich in einen Riesenteddy verwandeln muss, um einmal richtig umarmt zu werden? Wer ist diese Frau, die sich bei zweihundert Sachen auf der Autobahn unangeschnallt auf dem Beifahrersitz eines SUVs räkelt? Und ist es noch als Spaß zu verstehen, wenn ein Nerd-Girl in einen Dachauer KZ-Ofen gesperrt wird?

Eine Regisseurin und ihr Autor

Frauke Finsterwalder und Christian Kracht haben mit *Finsterworld* zunächst einen sehr intimen Film erstellt, in dessen Charakteren viel von ihnen selber steckt. Zugleich arbeitet sich hier ein Künstlerehepaar, das sich von Afrika bis Südostasien durch die Weltgeschichte lebt, gemeinsam an Deutschland ab, ohne dass es nach Arbeit aussieht. Finsterwalder zeigt dieses Land, wie es sich kein Film bisher zu zeigen traute und besetzt in der deutschen Kinolandschaft einen Zwischenraum; weder verkopftes Künstlerkino noch kalauernde Komödie. *Finsterworld* hat den Mut, auf dieses Land mit einem sehr arroganten Blick zu schauen; eher ästhetisch als realistisch, lieber tragisch als hoffnungsvoll.

Fünf Handlungsstränge beinhaltet dieser Episodenfilm, die sich manchmal unaufgeregt nebensächlich, manchmal schicksalshaft dramatisch überschneiden. Es geht um einen liebenden Fußpfleger und einen Schulausflug ins KZ, ein entrücktes Ehepaar und der Beziehung zwischen Dokumentarfilmerin und Polizist. Bis zum Ende schwebt über all dem ein zurückgezogener Einsiedler mit seiner Krähe. Die Episoden geben *Finsterworld* einen zügig voranmarschierenden Rhythmus, ohne zu zerfasern. Herausragende Schauspielerleistungen und pointierte Dialoge tun ihr Übriges.

Schönheit unterm Schorf

Dass sich jeder zweite Film aus diesem Land gerne auf die Fahnen schreibt, das wahre Deutschland gefunden zu haben, dafür findet Finsterwalder ein paar gelungene Anspielungen. Etwa wenn die Dokumentarfilmerin ihre Beobachtungsobjekte mit determinierten Wort-Tsunamis überflutet, anstatt zuzuhören und etwas wahrnehmen zu können. Keine vorgefertigte Weltanschauung, sondern skurrile Charaktere und Plottwists, die für sich selber

Foto: Alamode Filmverleih

sprechen. Das Darstellungsverfahren von *Finsterworld* hat sehr viel mit dem Akt des Fußpflegers Claude gemeinsam, der behutsam die Hornhaut am Fuß seiner Lieblingsrentnerin abschleift.

Eine Haupterkenntnis des Films lautet: Das heutige Deutschland ist ein ästhetischer Fehlgriff. Ein Land ohne Comichelden und Vorbilder, ein Land mit einer Sprache, welche die Schrecken der Geschichte in sich trägt und sie trotzdem nicht erklären kann. Dieser Film macht nicht alles anders: Er holt seine Zuschauer ab, nur um sie dann in der Dunkelheit stehen zu lassen. *Finsterworld* erstellt eine Alternative für Deutschland, arrogant, schön und brutal. ■ Jan Lindenau

Finsterworld
Kinostart: 17.10.2013
Regie: Frauke Finsterwalder
Mit: Ronald Zehrfeld, Corinna Harfouch, Carla Juri
Länge: 95 min

Jan muss sich langsam Gedanken über seine Bachelorarbeit in Germanistik machen. „Finsterworld" hat einer Idee weiter Futter gegeben: Warum nicht über Kracht?

Christin, Berlin

DAS LEBEN LÄUFT WIE GEFRITZT!

102,6 Fritz rbb